

Gemütlich war gestern

Deutschlands Baukultur blüht. Bei der Architektur Biennale in Venedig glänzen innovative Architekten, meint Christian Tröster

von Volker Corsten

Die Bildertapete ist 80 Meter lang und zeigt Deutschland von seiner hässlichsten Seite: Gewerbehallen, Fertighäuser und Drive-in-Restaurants. So viel Scheußlichkeit war selten, aber - oh Wunder - die Ausstellung im Deutschen Pavillon in Venedig, die all dies vorstellt, erhielt so positive Kritiken, wie keine ihrer Vorgängerinnen. Die "Neue Zürcher Zeitung" lobte den deutschen Beitrag als den einzigen Ort der Biennale, wo "überzeugende Kritik an der Gesichtslosigkeit der wuchernden Agglomerationen" stattfindet. Anspruchsvolle Design-Blätter wie die englische "Blueprint" bilden deutsche Architektur ab - was dort nicht häufig vorkommt.

Was war geschehen? In das anonyme Allerlei der Fototapete hatte Kuratorin Francesca Ferguson eine Reihe neuer Gebäude hineincollagiert. Und die haben es in sich, gehen die Architekten darin doch neue Wege im Umgang mit dem Hässlichen.

Denn dass die Zwischenstädte, jene ausgefransten Areale an den Rändern der Städte, ästhetisch verbesserungswürdig seien, darüber besteht seit langem Einigkeit. Für die dort vorherrschende Alltagsarchitektur, besonders bei Einfamilienhäusern, finden Architekten meist nur Herablassung: Von Gemütschrott ist da die Rede. Und das "Krüppelwalmdach", eine Giebeldachform, bei der zusätzlich zu den Seiten auch die Enden abgeschrägt sind, gerät zum allfälligen Symbol für das kleinbürgerliche deutsche Geschmacksdesaster.

Doch welche Strategien sollte die so genannte Hocharchitektur dagegensetzen? Und dies angesichts der Tatsache, dass die klassische Moderne mit ihren sachlich kubischen Formen von der Bevölkerung nach wie vor als zu kalt verschmäht wird.

Die achtziger Jahre versuchten es zunächst mit der Nobilitierung des Schnickschnacks. Unter dem Label Postmoderne sollten plötzlich auch Giebel, Säulen und Erker politisch korrekt sein - legitimiert durch eine Portion Ironie im Umgang mit den historischen Formen, die nun an industriell gefertigten Neubauten klebten. Der Versuch kann inzwischen als gescheitert gelten. Die Neunziger probierten es mit einem schwerblütigen Retro-Look, der sich an der Reformarchitektur der vorigen Jahrhundertwende orientierte. Als Protagonist dieser Bewegung gilt Hans Kollhoff. Der Berliner Architekt baut am liebsten Hochhäuser im Stil der New Yorker dreißiger Jahre und lässt seine Studenten Interieurs entwerfen, die zu Kaisers Zeiten richtig modern gewesen wären. Solide Handwerksqualität und klassische Formen sind das Thema. Loben die einen dieses Repertoire als nachhaltig, schmähen andere es als "Neuteutonia" und "preußischen Klassizismus". Wie auch immer dieser Stil zu bewerten ist, den Siedlungsbrei der Vorstädte hat er bislang leider nicht nennenswert verändert.

Und nun die Biennale. Die hier vorgestellten Architekten sind alle nicht mehr ganz jung, teilweise etabliert und mit Professorentiteln versehen. Aber sie stellen die Generation, die daran ist, die Platzhirsche der Achtziger und Neunziger zu verdrängen. Vorbei scheint die Zeit der Gerkahts, Herzogs, Behnischs und Ungers. Vorbei auch die Stildebatten um bundesrepublikanische Leichtigkeit oder Berliner Nationalstil, um Blobs, Dekonstruktionen oder strenge Blockrandbebauung. Die Namen der Zukunft heißen Sauerbruch Hutton, Florian Nagler, Hild + K, Carsten Roth oder Allmann Sattler Wappner. Nicht nur vom Alter, auch vom gestalterischen Ansatz her zeigen sich Gemeinsamkeiten.

Gemeint ist eine Entwurfshaltung, die nicht gegen das Chaos der Zwischenstädte anarbeitet. Statt sie auszublenden, zu übertrumpfen oder zu kritisieren wird die Ästhetik der Umgebung aufgegriffen, verfeinert und überhöht. Damit stehen die Architekten in der ältesten Tradition, die es für ihren Berufsstand überhaupt gibt: sich auf das Vorgefundene zu beziehen. Weil dies in den vorliegenden Fällen nicht gefällt und trotzdem bejaht wird, gelingt es Funken zu schlagen aus Faserzementplatten, Zäunen vom Baumarkt, Siedlungshäuschen mit auberginefarbenen Dachpfannen und Wellplastik-Vordächern von Dönerbuden.

Die Ergebnisse des Verfahrens sind verblüffend. Da bauen die Architekten Bottega und Erhardt ein Doppelhaus, das seinen Nachbarn in Material und vorgeschriebener Dachschräge ähnlich ist, und doch so ganz anders aussieht, als das gemeine Siedlungshaus: Nur ein Zyklofenster glotzt da aus grau verputzter Wand. Ansonsten wendet sich das Haus von der Nachbarschaft ab und verlegt sein Leben auf die Rückseite.

Da ist ein Spitzgiebelhaus von Florian Nagler, das formal anknüpft an die ländliche Bebauung, die Tradition aber durch Materialien konterkariert: Die Fassade besteht aus lichtdurchlässigen Plastikpaneelen, durch die das tragende Holzgerüst als augenzwinkernder Verweis auf historisches Fachwerk hindurchscheint. Und der Architekt Benjamin Foerster-Baldenius übte sich so lange im kreativen Umgang mit Bauvorschriften, bis ihm ein Gartenhaus gelang, das aussieht wie eine Designer-Villa - und dafür trotzdem keine Baugenehmigung brauchte.

Ganz plötzlich und erstmals in ihrer Geschichte gewinnt die deutsche Architektur hier Pop-Qualitäten. Hatte man da vorher nicht so genau hingeschaut oder greifen die politischen Maßnahmen, die die deutsche Baukultur endlich heben sollten? Vor vier Jahren nämlich hatte das Bundesbauministerium einen Statusbericht zur Baukultur in Auftrag gegeben und Maßnahmen beraten, wie diese angehoben werden könnte. Vorbilder dafür fanden sich in Europa zur Genüge: Das viel besprochene Architekturwunder in den Niederlanden ist auch zu verstehen vor dem Hintergrund von 35 Architekturzentren.

Jede mittlere Stadt zwischen Nordsee und Maas verfügt über eines. Sie gelten als pädagogische Institutionen, die informieren, koordinieren und für Akzeptanz auch von ausgefallenen Kreationen in der Bevölkerung sorgen. Oder in Finnland, wo man feststellte, dass zwei Drittel des Anlagevermögens der Volkswirtschaft aus Bauwerken besteht. Und wo man in der Verfassung das Grundrecht auf eine "gute" Umgebung fest schrieb, zu der selbstverständlich die Architektur gehört. Kommunalen Entscheidungsträgern, etwa Lehrern, Apothekern oder Schlachtermeistern, wird, sobald sie mit Bauprojekten befasst sind, ein Training in Architektur angeboten.

Doch Deutschland ist von dieser Art von öffentlicher Baukultur weit entfernt. Keine einzige Maßnahme des ambitionierten Statusberichtes Baukultur ist in die Praxis umgesetzt worden: weder Gestaltungsbeiräte in den Gemeinden noch die Auslobung eines großen Architekturpreises. Immerhin, der deutsche Biennale-Beitrag untersteht dem Bundesbauministerium. Ansonsten muss das neue deutsche Architekturwunder als typisch bundesrepublikanisch-föederal gelten: keine Stars, keine großen Namen, weit auseinander liegende Örtlichkeiten. Das dabei trotzdem Außerordentliches herauskommt, sollte auf der kulturellen Positivliste mit einem Ausrufezeichen vermerkt werden.

Welt am Sonntag

19.09.04